

chen Tätigkeiten in der Diakonie und auch der Wandlungen der Arbeitsfelder dokumentieren, ja, nicht weniger als „die Geschichte und Gegenwart der Diakonie“ vorstellen. Dass das auf 64 Seiten kaum zu leisten ist, ist sicher. So behandelt das erste Kapitel ‚Die Anfänge der Inneren Mission in Deutschland‘ auch nur in groben Zügen – anhand von Wicherns Brüderanstalt und Fliedners Mutterhaus – zwei der herausragenden Institutionen. In Bayern entstehen erste Rettungshäuser in Erlangen und Nürnberg in den 1820er Jahren. Die Initialzündung für die Expansion der Inneren Mission gibt eine Reise Wicherns 1849 durch Bayern. Mit Wilhelm Löhe trat dann ein durch die Erweckungsbewegung geprägter, lutherischer Pfarrer auf den Plan, der eine eigene Vorstellung von der Diakonie in Bayern verwirklichen wollte. Diese sollte durch das lutherische Bekenntnis geprägt sein und keinen Vereinscharakter haben, sondern eine Gesellschaft sein, „die der lutherischen Kirche dienen und die innere Mission voranbringen“ (19) sollte. Für die weitere Entwicklung bedeutsam wurde dann die durch Löhe initiierte Mutterhausgründung der weiblichen Diakonien in Neuendettelsau sowie die Gründung eines Lutherischen Vereins für die weibliche Diakonie in Bayern. Löhe legte besonderen Wert auf die geistliche Zurüstung der Diakonisse – ob dies singular war, wie Matthias Honold meint (vgl. 24), möchte ich bezweifeln – auch Theodor Fliedner bemühte sich in hohem Maße seine Diakonissen durch Betstunden und ein eigenes Diakonissensliederbuch geistlich zu bilden. Für eine bessere Vernetzung der diakonischen Initiativen in Bayern sorgte die 1866 gegründete ‚Konferenz für Innere Mission‘, aus der dann 1887 der ‚Landesverein der Inneren Mission in Bayern‘ wurde. Eine männliche Diakonie entstand in Bayern erst in den 1890er Jahren. Zum Ende des 19. Jahrhunderts hat sich die Diakonie in Bayern dann in zahlreiche Arbeitsfelder aufgegliedert: „Erziehung und Unterricht, Jugendarbeit, Rettung der Bedrohten und Gefallenen, Anstalten für Kranke, Alte und Schwache“ (32). Konkret bedeutet das, dass es Kinderkrippen für Kinder berufstätiger Mütter gab, ‚Magdalenenasyle‘, um Prostituierte wieder in das bürgerliche Leben einzugliedern, Übernachtungsheime für Wanderarbeiter und Wohnungslose und eine expandierende Behindertenarbeit.

Obwohl die Weimarer Demokratie das Wohlfahrtswesen förderte und so die diakonische Arbeit ausgebaut und verbessert werden konnte, führte dies gleichwohl nicht zu einer Anerkennung des demo-

kratischen Staates an sich. Die Zeit des NS-Regimes zeigt die fatale Neigung der Lutheraner zum Obrigkeitseingehorsam, die Anerkennung des Regimes und Hitlers Machtergreifung wurde begrüßt, Hitlers ‚Aktion Gnadentod‘ wurde akzeptiert: Die Meldebögen – die ja beispielsweise in Bethel und auch in den Lobetal-Anstalten z.T. boykottiert wurden – wurden hier anscheinend flächendeckend ausgefüllt und zurückgeschickt. Die Zeit nach 1945, die ja vom ‚Sterben der Mutterhausdiakonie‘ begleitet wird, konzentriert sich im Wesentlichen auf eine Darstellung der Weiterentwicklung der Arbeitsfelder u. a. in die Ehe- und Familienberatung, die Einführung des freiwilligen Diakonischen Jahres und das Engagement der Bayerischen Diakonie in Osteuropa. Ein Literaturverzeichnis und eine ‚Diakonische Porträtgalerie‘ von Mitarbeitenden der Diakonie heute runden den Band ab.

Der Katalog bietet einen Überblick über die Geschichte der Diakonie in Bayern, der durch die vielen Illustrationen anschaulich und kurzweilig ist. Gelegentlich hätte ich mir etwas stärkere Beachtung der spezifischen diakonischen Frömmigkeit gewünscht, beispielsweise einen für die Diakonissenausbildung zentralen geistlichen Text (nicht unbedingt Löhes Einsegnungspruch), eine Reflexion über die Kleiderordnung oder ein Beispiel aus einem Heftchen der Schriftenmission (vgl. die Abbildung des Buchwagens der Schriftenmission auf S. 38). Überhaupt vermisst man Quellentexte als Begleitinformation.

Als Einblick in die Geschichte der Diakonie Bayerns, der die gesellschaftliche Bedeutung dieser Arbeit wieder ins Bewusstsein ruft, wünscht man dem Katalog einen großen Kreis von Lesern und Leserinnen.

Siegen

Ute Gause

*Sachsens Landesuniversität in Monarchie, Republik und Diktatur. Beiträge zur Geschichte der Universität Leipzig vom Kaiserreich bis zur Auflösung des Landes Sachsen 1952*, hrg. v. Ulrich von Hehl (BLUWiG, Reihe A, Bd. 3), Leipzig (Evangelische Verlagsanstalt) 2005, 585 S., geb. ISBN 3-374-02282-0.

Im Blick auf das 600jährige Jubiläum der 1409 gegründeten Leipziger Universität läuft inzwischen ein Publikationsprogramm an: zur Entlastung der vorgesehenen Universitätsgeschichte soll eine wissenschaftliche Reihe Forschungserträge zur Leipziger Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte fächerübergreifend zusammenfassen und sie einer interessierten

Öffentlichkeit präsentieren (Vw.). Innerhalb dieser „Beiträge zur Leipziger Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte“ (BLUWiG) erscheint auch der vorliegende Sammelband, den Ulrich v. Hehl, Leiter des Lehrstuhls für Neuere und Neueste Geschichte, als „Zwischenbilanz“ charakterisiert, die einen Überblick über inzwischen Erreichtes gibt, zugleich auf Forschungslücken hinweist. Die einzelnen Beiträge, auf die nur kurz einzugehen ist, spiegeln den Ertrag akademischer Abschlussarbeiten (Magisterarbeiten, Dissertationen u. a.) ebenso wider wie Erträge größerer Forschungsvorhaben. Der Leser gewinnt einen Eindruck in die seit den 90er Jahren energisch betriebene universitätsgeschichtliche Forschungsarbeit am Historischen Seminar der Universität Leipzig. Ältere Forschungen aus Zeiten der DDR und früher sind berücksichtigt, gelegentlich kritisch apostrophiert (vgl. S. 190, A.97; 521f. u. ö.). Archivalische Quellen sind verstärkt herangezogen. Zeitlich erstrecken sich die Beiträge vom 17. Jahrhundert bis in die unmittelbare Nachkriegszeit; ihren Schwerpunkt haben sie im späten Kaiserreich, in der Weimarer Republik und im Dritten Reich, einem Zeitraum, „der dem Herausgeber im Rahmen der für 2009 geplanten ‚Geschichte der Universität Leipzig‘ übertragen ist.“ (7)

Eingangs bietet der Forschungsbericht des Herausgebers instruktive Einblicke (Ulrich von Hehl: „Zum Stand der Leipziger Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte zur ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts“; 19–50). Markus Huttner, im Rahmen seiner Habilitation mit der Entwicklung der Geschichtswissenschaften an der Leipziger Universität befasst, legt Erkenntnisse auch zur Tradition universitärer Lehrmethodik vor („Vorlesungsverzeichnisse als historische Quelle. Zur Entstehungsgeschichte, Überlieferungslage und Aussagewert Leipziger Lektionskataloge vom 17. bis 19. Jahrhundert“; 51–71). Die Zeit des Kaiserreichs ist durch vier Beiträge repräsentiert:

In die ideologischen Gefilde politischer Gesinnungsbildung des Festivitätsbereichs führt Hans-Jörg Eitel ein („Akademischer Bismarck-Kult an der Universität Leipzig und in der Stadt Leipzig“; 75–90). Festreden und das „auf vielerlei Art reproduzierte Bismarck-Bild unterlagen im späten Kaiserreich einer Mehrzahl wechselnder und zum Teil miteinander in Konkurrenz stehender Faktoren.“ (77) Der Leipziger Studentenschaft sei es nicht gelungen, Bismarck im Festkalender gegen Kaiser Wilhelm II. durchzusetzen. In symbolischer Hinsicht erlangte demgegenüber

der Bau des Völkerschlachtsdenkmals zunehmende Faszinationskraft. (89f.) Wolfgang Tischner legt im Rahmen seines Habilitationsthemas „Wissenschaftspolitik in Sachsen 1848–1918“ den Beitrag „Das Universitätsjubiläum 1909 zwischen universitärer Selbstvergewisserung und monarchischer Legitimitätsstiftung“ vor (95–114): ein lebendiges Bild der Interessenkoalition von Universität, sächsischem Staat und der Stadt Leipzig. Hans-Martin Moderow („Sächsische Modelle der Lehrerbildung? Grundlinien der Entwicklung an der Universität Leipzig und der Technischen Hochschule Dresden 1800–1918“) geht der Frage der allmählichen Akademisierung der Volksschullehrerbildung in Sachsen nach (115–144). Auch im Vergleich (z. B. mit preußischen Verhältnissen) wird das bildungsgeschichtlich bedeutungsvolle Thema in seiner oft komplizierten Genese klar nachgezeichnet. Deutlich wird auch, „dass es bis in das 20. Jahrhundert hinein eine genuine pädagogische Tradition an der Leipziger Theologischen Fakultät gab.“ (144) Ulrike Gätthe-Heckmanns Beitrag („Die Universität Leipzig im Ersten Weltkrieg“; 145–168) konstatiert: im Unterschied zum Staat habe die Universität die Zeit von Weltkrieg und Revolution institutionell „weitgehend unbeschadet“ (145) überstanden. Das dürfe allerdings nicht als „Kontinuität“ und „Bewegungslosigkeit“ missverstanden werden. Eine Gesamtdarstellung der Universitäten im Ersten Weltkrieg fehlt – zu Marburg hat Andrea Wettmann einschlägig publiziert (Köln 2000). So kommt dem Beitrag (auf Magisterarbeit beruhend) informativ Bedeutung im Blick auf die unmittelbare Kriegszeit zu (sichtbare Auswirkungen: gesunkene Studentenzahl, Mangelerscheinungen, kriegsbedingte Aktivitäten der Dozenten und Studenten; 1.396 Tote, davon 1370 Studenten).

Zur Weimarer Republik wie zum Dritten Reich werden jeweils drei Beiträge angeboten. Der Beitrag von Anja Schubert („Die Universität Leipzig und die deutsche Revolution 1918/19“) beschreibt die Revolutionswirren nach Kriegsende (171–191): „Fahnenstreit“ und andere Konflikte mit dem Arbeiter- und Soldatenrat in Leipzig. Studentisches Verhalten in den Revolutionskämpfen bis hin zum Kapp-Putsch wird quellennah dargestellt. Beatrix Kuchta („Das Personalabbaugesetz von 1923/24 und die sächsischen Hochschulen“; 193–220) schildert unter verwaltungsgeschichtlichem Aspekt Versuche, Personaleinsparungen durchzusetzen. Sie kommen letztlich an den sächsischen Hochschulen (Uni Leipzig, TH

Dresden, Bergakademie Freiberg, Forstliche Hochschule Tharandt) nicht wirklich zum Zuge. Gewisse Auswirkungen zeigten die Maßnahmen lediglich beim nicht-wissenschaftlichen Personal. Im Vergleich mit anderen Verwaltungszweigen fiel die Bilanz des Personalabbaus von 1923/24 für die sächsischen Hochschulen „außerordentlich günstig“ aus: „als Folge des Zusammenspiels von Ressortegoismen auf Seiten der Kultusverwaltung einerseits und Beharrungskräften an den Hochschulen andererseits.“ (219) Ulf Morgenstern („Politische Publizistik Leipziger Ordinarien in der Weimarer Republik“; 221237) untersucht – in gezielter Auswahl – zeitaktuelle politische Äußerungen Leipziger Professoren. Der zunächst betonte Antiversailles-Protest (Reaktion auf Revolution und Niederlage) machte trügerischen Hoffnungen auf einen „nationalen Aufbruch“ Platz. Für Leipzig falle die „politische Publizistik der Lehrstuhlinhaber während der Zeit der Weimarer Republik unter die am schwierigsten greifbaren Untersuchungsgebiete“ (221). Trends werden indes deutlich.

Im Kapitel „Wissenschaft unter politischen Vorzeichen im Dritten Reich und in der SBZ/DDR“ referiert Michael Parak über „Politische Entlassungen an der Universität Leipzig in der Zeit des Nationalsozialismus“ (241–262). Er bietet hier im Rahmen seines Forschungsgebietes „Wissenschaftspolitik in Diktaturen“ (über Elitenaustausch an sächsischen Hochschulen 1933–1952) einen Überblick über die zwischen 1933 bis 1936 aus ihren Stellungen verdrängten Hochschullehrer. Für die Universität fehlen verlässliche Angaben über das Ausmaß der politischen Säuberungen in der Frühphase des Dritten Reiches. Voraufgehende Festschriften (1959; 1984) konnten nicht alle Entlassungen zweifelsfrei identifizieren. Parak kommt zu dem Ergebnis, dass in der NS-Zeit 41 Professoren und Dozenten der Universität Leipzig aus rassistischen und politischen Gründen aus dem Lehramt gedrängt wurden. Mit einer Entlassungsquote von 12,7% lag Leipzig reichsweit im Mittelfeld der „politischen Säuberungen“. Dagegen verloren Berlin bzw. Frankfurt/Main 32,4 und 32,3% fast ein Drittel ihrer Hochschullehrer. Entlassungsquoten von 14,2% konnten für die TH Dresden, 8,8% für die Bergakademie Freiberg und 6,7% für die Handelshochschule Leipzig ermittelt werden (261). Carsten Schreiber weist anhand einzelner Karrieren Affinitäten von Wissenschaft und Sicherheitsdienst auf („Von der Philosophischen Fakultät zum Reichsicherheitshauptamt. Leipziger Doktoranden zwischen Univer-

sität und Gegnerforschung“; 263–287). Es handelt sich um einen biographisch-wissenschaftsgeschichtlichen Überblick über junge Absolventen, Doktoranden und Assistenten der Leipziger Philosophischen Fakultät, die zwischen 1939 und 1945 im RSHA führende Positionen besetzten. Ihr Weg führte über Forschungsaufgaben beim Sicherheitsdienst der SS. Vf. weist nach, dass nicht nur Germanisten, sondern „genau so auch Historiker, Bibliothekare, Soziologen, Publizisten und Geographen ihr in Leipzig erworbenes Fach- und Methodewissen ins RSHA einbrachten“ (264). Mit erstmals näherem biographischen Aufweis von Werner Emmerichs Karriere hinterfragt Vf. auch eine ihm zu positiv erscheinende Beurteilung von Rudolf Kötzschkes landesgeschichtlichem Universitätsinstitut als Ort der „Distanz“ und „sittlichen Bewährung“ (282). Markus Wustmanns Beitrag „Die Gesellschaftswissenschaftliche Fakultät in Leipzig 1947–1951“ schildert die im Gefolge der Förderung des Arbeiter- und Bauernstudiums seit 1947 aufgebaute „Gewifa“, eine auf sowjetischen Befehl kreierte Institution (289–306), der die Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Fakultät eingegliedert wurden. Als Franz-Mehring-Institut war sie seit 1951 für das Gewi-Grundstudium zuständig, das gleichsam als marxistisches philosophisches Propädeutikum neben dem jeweiligen Fachstudium an den Fakultäten zu absolvieren war. Interessant auch die innerparteilichen Konflikte, bei denen einzelne Lehrkräfte der Gewifa 1949 unter Beschuss gerieten (z. B. Trotzkiismusvorwurf gegen den Ökonomen Fritz Behrens).

Unter der Rubrik „Fächer und Disziplinen“ schreibt Christina Leibfried über „Die Entwicklung der Sinologie in Leipzig bis 1925“ (309–340). Das Fach, ursprünglich der Orientalistik zugeordnet, verfügte in Leipzig erst kurz nach dem Ersten Weltkrieg über einen Lehrstuhl, allerdings seit 1878 bereits über ein Extraordinariat, dessen Fachvertreter und spezielle Ausrichtung ebenfalls vorgestellt werden. Eduard Erkes, während der NS-Zeit dienstentlassen, leitete 1947 bis zu seinem Tode 1958 das Seminar, das 1952 zum Ostasiatischen Institut erhoben wurde. Ausgesprochen interessant auch der Beitrag von Anna Lux: „Kontinuitäten und Diskontinuitäten: Die Leipziger Germanistik im Übergang zur nationalsozialistischen Herrschaft“ (341–362), zumal die beiden Koryphäen Hermann August Korff (1882–1963) und Theodor Frings (1886–1968) im Zentrum stehen. In ihrer 2003 abgeschlossenen Magisterarbeit bei U. v. Hehl setzt sich die Vf. differenzie-

rend mit der Institutsgeschichte auseinander. Auch die Extraordinarien sind im Blick auf ihre Rolle im Dritten Reich in die Darstellung einbezogen. Über „Das Seminar für Mittlere Geschichte des Historischen Instituts 1933–1945“ berichtet Johannes Piepenbrink, derzeit Mitarbeiter am Zeitgeschichtlichen Forum Leipzig (363–383). Hier stehen bekannte Historiker wie Hermann Heimpel und Erich Maschke im Mittelpunkt, deren Affinitäten zum Dritten Reich nicht zu übersehen waren. Ihr Werdegang und ihre historiographischen Erträge werden vorgestellt. Das Urteil bleibt zwiespältig. Doch: „Die Öffnung für nationalsozialistische Gesinnung musste jedoch nicht zwangsläufig Preisgabe wissenschaftlicher Standards bedeuten.“ (382) Carsten Heinze, Wissenschaftlicher Assistent am Lehrstuhl für Pädagogik der Universität Augsburg, schreibt über „Die Pädagogik an der Universität Leipzig in der Zeit des Nationalsozialismus 1933–1945. Zur regionalen ‚Verfallsgeschichte‘ einer Wissenschaftsdisziplin“ (385–409). Die akademische Volksschullehrerausbildung, die seit 1923 an der TH Dresden, seit 1924 an der Leipziger Universität erfolgte, wurde seit 1936 durch eine Reform der Lehrerbildung in Frage gestellt. Die komplizierte Institutsgeschichte (hier wirkten bekannte Wissenschaftler wie der 1937 faktisch zwangsemeritierte Theodor Litt, nach 1945 kurzfristig reaktiviert) wird auch personalpolitisch (Schaufeln) übersichtlich dargestellt. Dem Beitrag folgt die Kurzstudie „Bildung und Universität. Bestimmungsbegriffe nach Hans Freyer“ (411–426) von Erik Lommatzsch. Der gegen Wissenschaftsautonomie kritische Bildungsbegriff Freyers impliziert staatsorientierten Standortbezug.

Studienorganisatorisch wurde vorübergehend ein „politisches Semester“ eingeführt, das dem Fachstudium voraufging.

Interessant, dass Freyer (1887–1969), der 1948 seinen Leipziger Lehrstuhl verlor, in Goerdelers Nachkriegsplanungen einbezogen war.

Unter der Rubrik „Studenten“ entfaltet Markus Lorenz die AStA-Geschichte seit ihren Anfängen („Vertretungen der Leipziger Studentenschaft im 19. Jahrhundert bis zur Gründung des Allgemeinen Studentenausschusses 1904“; 425–448); die weitere Entwicklung wird angedeutet. Ronald Lambrecht („Studentische Selbstverwaltung und Studentenpolitik an der Universität Leipzig in der Weimarer Republik“; 449–473) verfolgt die organisatorische Entwicklung der Studentischen Selbstverwaltung seit Kriegsende 1918 und AStA-Reform 1923 bis hin zur Domi-

nanz des NS-Studentenbundes seit den Septemberwahlen 1930 und der Ablösung des AStA durch die Deutsche Studentenschaft am 1. Mai 1933.

Sabine Steffens legt eine informative Studie „Zur Geschichte des Frauenstudiums an der Universität Leipzig 1933–1945“ vor (475–495). Vfn. beschreibt (mit statistischen Graphiken unterlegt) das Frauenstudium im Dritten Reich. Das Jahr 1933 stellte einen Wendepunkt dar: Ideologische Schranken (Frauenbild der NSDAP) erschwerten den Zugang der Frauen zu Studium und Promotion. Der Mangel an männlichen Studierenden nach Ausbruch des Zweiten Weltkrieges bewirkte einen Wandel, besonders in den medizinischen Fächern, auch in der philosophischen Fakultät (Sprachen usw.). Wegen mangelnder Berufsaussichten beschränkte sich das Studium bei Juristinnen und Theologinnen auf Einzelfälle. Übrigens: In Leipzig wurden Frauen seit 1906 zum Studium zugelassen; im Jahre 2003 waren in Leipzig insgesamt 60% der Studierenden weiblich (16.876 von 27.997 Studierenden). Im letzten Beitrag schreibt Andreas Thüsing über die kurzfristige Reaktivierung des „Leipziger Studentenrats 1947–1948“ (497–522). Ein „Stura“ entstand 1947 als studentisches Vertretungsgremium wieder, bevor nach Gründung der DDR 1949 die FDJ diese Aufgaben übernahm.

Archivalische Recherchen zu den Vorgängen um die mit 77 Dozenten und 1261 Studenten am 5. Februar 1946 wiedereröffnete Universität ermöglichen einzelne Korrekturen und Ergänzungen. Abschließende Hinweise (Verhaftung des Vorsitzenden W. Natoneck am 12. November 1948; Neuwahlen unter Dominanz der SED, zentrale Selbstauflösung der Studententräte in der DDR 1950/51 u. a.) runden den Beitrag ab.

Im Anhang (525–585) beigegeben sind Liste der „Rektoren und Dekane 1852–1918; 1919–1945“, Auswahlbibliographie, Personenregister und Autorenverzeichnis. Korrigendum: beim Dekanat Heinrich Bornkamps auf S. 536 muss es „Kirchengeschichte“ (nicht: Praktische Theologie) heißen.

Leipzig

Kurt Meier

Fuchs, Stephan: „Vom Segen des Krieges“. Katholische Gebildete im Ersten Weltkrieg. Eine Studie zur Kriegsdeutung im akademischen Katholizismus. (Contubernium. Tübinger Beiträge zur Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte; 61). Stuttgart (Franz Steiner) 2004, 372 S., kt. ISBN 3-515-08316-2.